

**Zeitschrift:** Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik  
**Herausgeber:** Verein für wirtschaftshistorische Studien  
**Band:** 74 (2002)

**Artikel:** Mit Eisen- und Stahlguss zum Erfolg : Johann Conrad Fischer (1773-1854), Georg Fischer I (1804-1888), Georg Fischer II (1834-1887), Georg Fischer III (1864-1925)  
**Autor:** Knoepfli, Adrian  
**Kapitel:** Die Unternehmen im Ausland : Georg Fischer I, Berthold und Wilhelm Fischer  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1095657>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Unternehmen im Ausland: Georg Fischer I, Berthold und Wilhelm Fischer

Von den fünf Söhnen Johann Conrad Fischers studierte der zweitälteste Medizin, während die andern vier in die Fussstapfen des Vaters traten. Die zwei Töchter heirateten: Sabine Catharina (1797–1867) zunächst den Apotheker Ernst Leopold Schwalb (1803–1832), «zur Taube», aus Drulingen im Elsass, und nach dessen Tod den Apotheker August Otto Wilhelm Goetzel (1804–1877) aus Dresden. Maria (1805–1870) vermählte sich mit dem Schaffhauser Kaufmann Johann Conrad Schelling (1796–1854). Ob J. C. Fischer einen bestimmten Sohn für seine Nachfolge vorgesehen hatte, wissen wir nicht. Eine Übernahme der Schaffhauser Werke durch seinen ältesten Sohn Johann Conrad wäre jedenfalls folgerichtig gewesen.

Der 1799 geborene Johann Conrad absolvierte ab 1816 eine dreijährige Lehre bei einem Büchsenmacher in Morges (Waadt). Anschliessend weilte er vier Monate in Schaffhausen, «um die Gussstahl-Fabrikation ganz und praktisch zu erlernen, und die vieljährigen Erfahrungen seines Vaters in diesem Fache sich anzueignen». Dann arbeitete er in Paris je ein Jahr bei Büchsenmacher Prelat und dem Waffenschmied Lepage. In London war Johann Conrad jun. zwei Jahre bei Collier, «patentirtem Erfinder der fünfschüssigen Gewehre», beschäftigt. Vor seiner Rückkehr nach Schaffhausen machte er noch einen Abstecher in die Gewehrfabriken Birmingham.

Nach der Artillerie-Schule in Thun, die er 1824 «als Freiwilliger und auf

eigene Kosten» besuchte, wurde Johann Conrad jun. zum Unter-Lieutenant im eidgenössischen Artilleriestab ernannt. Stefano Franscini bezeichnete ihn 1829 in seiner «Statistik der Schweiz» als «Erbe des Namens und des Industriegeistes» und erwähnte ihn als «Erfinder eines Cylinder-Gewehrs, das man mit fünf und mehr Schüssen laden kann, welche ganz unabhängig von einander sind, und sämtlich in weniger als einer halben Minute losgeschossen werden können». An der Berner Industrieausstellung von 1824 verlieh ihm die Berner Regierung für seine Gewehre die grosse goldene Medaille.

Danach machte sich Johann Conrad Fischer jun. daran, zusammen mit den beiden englischen Fabrikanten Smith und Martineau jun. eine Fabrik einzurichten, um den soeben erfundenen Meteorstahl in Lizenz zu produzieren. Sein Sohn habe sich damals entschlossen, seine (Büchsenmacher-) Werkstatt in Schaffhausen an einen seiner besten Arbeiter abzutreten und in London zu bleiben, schrieb Vater J. C. Fischer im Nachruf. Weil die englischen Partner wegen Fehlspekulationen in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerieten, wurde das Vorhaben aber abgebrochen. Fischer jun. reiste 1828 nach Lüttich, wo er sich mit dem bekannten John Cockerill (1790–1840) für 20 Jahre für die Stahlfabrikation «und ihre weitere Anwendung» verassozierte. Der tödliche Unfall bei einem «Zielschiessen», dem J. C. Fischer jun. zum Opfer fiel, beendete 1830 das hoffnungsvolle Projekt.

### Der erste Polytechniker

Fischers Söhne arbeiteten zwar an verschiedenen Stellen im Ausland, doch absolvierten sie keine eigentlichen Wanderjahre mehr. Sie erhielten ihre Ausbildung in der Regel in der väterlichen Werkstatt und in Zweigbetrieben, die J. C. Fischer ins Leben rief. Das «Reisefieber» des Vaters scheint sich nicht auf die Söhne vererbt zu haben. Allerdings sind wir über deren Leben nicht so detailliert informiert wie über dasjenige von J. C. Fischer, und inzwischen hatte die zunehmende Informationsdichte die Bedeutung des Reisens wohl etwas relativiert.

Der zweitjüngste Sohn, Georg I (1804–1888), war der erste Polytechniker in der Familie Fischer. In den nächsten Generationen wurde diese Ausbildung zum Standardlehrgang der Fischer, bei denen die in vielen Betrieben verbreitete Abneigung gegen Akademiker nicht zu finden war. Georg I war 1822/23 Hörer an der Akademie der bildenden Künste in Wien. In den Jahren 1823/24 und 1824/25 war er am Polytechnischen Institut in Wien eingeschrieben, wo

er allgemeine technische Chemie studierte. Ergänzt wurde die Hochschulbildung aber weiterhin durch eine praktische Lehre, und von den Söhnen J. C. Fischers besuchte nur Georg I eine höhere Schule.

### Paris, Wien, Karlsruhe

Das «k. k. polytechnische Institut» in Wien, das sich am Vorbild der seit 1795 bestehenden «École polytechnique» in Paris orientierte, wurde nach einer zehn Jahre dauernden Gründungsgeschichte 1815 eröffnet. Auch in Deutschland entstanden gewerblich-technische Fach- und Hochschulen, welche die empirische Ausbildung in Handwerk und Fabrik zunehmend durch eine wissenschaftlich begründete Schulung ergänzten. 1821 wurde in Berlin das staatliche Gewerbe-Institut gegründet, gemäss Jürgen Kocka «ein Zentrum des damaligen gehobenen technischen Fachschulwesens», aus dem 1879 die Technische Hochschule Berlin-Charlottenburg hervorging. Die älteste technisch orientierte Hochschule Deutschlands entstand 1825 in Karlsruhe, wo Studenten aus der Schweiz



*Das drei Jahre zuvor gegründete «k. k. polytechnische Institut» in Wien zog im Herbst 1818 in ein neues Gebäude bei der Karlskirche ein. Das Aquatell von Rudolf von Alt entstand 1831.*

in der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine – noch nicht erforschte – wichtige Rolle spielten. Die Polytechnische Schule Karlsruhe wurde zum Vorbild für zahlreiche Einrichtungen in Europa und der Welt, unter anderem auch für die «eidgenössische polytechnische Schule» (ab 1911 Eidgenössische Technische Hochschule ETH) in Zürich.

In Zürich hatte die Technische Gesellschaft Zürich (TGZ) zur Verbesserung der Konkurrenzfähigkeit 1826 das Technische Institut initiiert, das 1833 mit der 1773 gegründeten Kunstschule zur Industrieschule an der Kantonsschule vereinigt wurde. Die ETH wurde 1855 eröffnet, sieben Jahre nach Bildung des schweizerischen Bundesstaates. Sie schloss an die Real- und Industrieschulen an. Anfänglich besuchten mehrheitlich Ausländer die neue Institution. 1876 wurde anlässlich von Reorganisationsdiskussionen beklagt, dass die Metallurgie im Lehrangebot fehle. Dies war allenfalls mit ein Grund dafür, dass Georg Fischer III (1864–1925), wie aus Schaffhausen auch der Landmaschinenproduzent und Uhrenfabrikant Johannes Rauschenbach-Schenk (1856–1905), am Königlich-Sächsischen Polytechnikum in Dresden studierte. Die höhere technische Ausbildung hatte es neben den alten Universitäten humanistischer Ausrichtung sehr lange schwer, anerkannt zu werden. In Deutschland erhielten die technischen Hochschulen und die Bergakademien erst 1899 das Promotionsrecht, in Österreich 1901, in der Schweiz 1909. Georg Fischer IV (1890–1966) war dann der erste Fischer, der an der ETH studierte.

### **Georg I in Hainfeld**

Georg Fischer I übernahm 1827 – 23-jährig – die Leitung des in Hainfeld gegründeten Werks. Er wurde mit

fünf Prozent an der Fabrik beteiligt, deren Wert auf 10000 Gulden geschätzt wurde. Die restlichen 95 Prozent, die beim Vater verblieben, musste der Sohn verzinsen. Dafür hatte er Anrecht auf einen Drittel des Gewinns. 1833 kaufte Georg I das Unternehmen, das aus der Gussstahlhütte im so genannten Auwerk und der Feilenfabrik im Dorf bestand. 1835 wurde Hainfeld an der österreichischen Gewerbeprodukte-Ausstellung mit einer Bronzemedaille ausgezeichnet. Der Ausstellungsbericht hob lobend hervor, dass die Bestellungen auf Fischers Erzeugnisse in kurzer Zeit so zugenommen hätten, dass er sich 1833 bereits in der Lage gesehen habe, die Fabrikanlagen von Hainfeld durch Ankauf eines darniederliegenden Hammerwerks in Traisen bei Lilienfeld zu erweitern. Standortentscheidend für das Engagement im benachbarten Traisen waren die vorhandene Wasserkraft und die Tatsache, dass Georg I das Holzkohlenroheisen aus einem Gusswerk in der Nähe beziehen konnte. In Traisen wurde der Gussstahl zu Spinnmaschinenspindeln für die Baumwollindustrie ausgeschmiedet.

Georg Fischer I vernetzte sich auch bald mit den lokalen Industriellen. 1833 heiratete er Seraphine Reiter, die Tochter des Sensenschmiedemeisters Leopold Reiter in Opponitz. Die blühende Sensenindustrie der Region war für J. C. Fischer ein Grund gewesen, hier ein Werk zu eröffnen. Das Sichelwerk von Reiter ging 1858 an Carl Moser über, der im selben Jahr Leopoldine, eine Tochter von Georg Fischer I, heiratete. Die Moser besaßen in Opponitz noch zwei weitere Betriebe, und 1882 richtete Carl Moser eine Stahlgießerei ein, die allerdings nur gut zehn Jahre Bestand hatte. Die zweite Tochter von Georg Fischer I aus erster Ehe, Seraphine,



*Die Lage von Hainfeld und Traisen in Niederösterreich*

heiratete den Arzt Sigmund Schudel (1832–1892) aus Schleithem, den sie kennen lernte, als sie mit ihrem Bruder Georg II in den 1850er-Jahren in Schaffhausen lebte. Die sechs Töchter aus zweiter Ehe heirateten nach Gächlingen/Schaffhausen (Pfarrer Johannes Lang), Villach/Österreich (Fabrikant Emil Neher), Wien (Turzansky, Diethelm), Klausenberg/Österreich (May von Klingen) und Altenburg/Ungarn (Gérébenyi). Wilhelm, ein Halbbruder von Georg Fischer II, ist in den Schaffhauser genealogischen Registern als Fabrikangestellter aufgeführt und starb 1883 nicht ganz 39-jährig. Ein weiterer Halbbruder wurde bloss 13 Jahre alt.

Nicht nur bei der Gründung von Hainfeld wurden Arbeiter aus Schaffhausen beigezogen, sondern auch



*Georg Fischer I (1804–1888)*

*«G. Fischer's Gusstahl-  
Waaren-Fabrik» in  
Hainfeld*

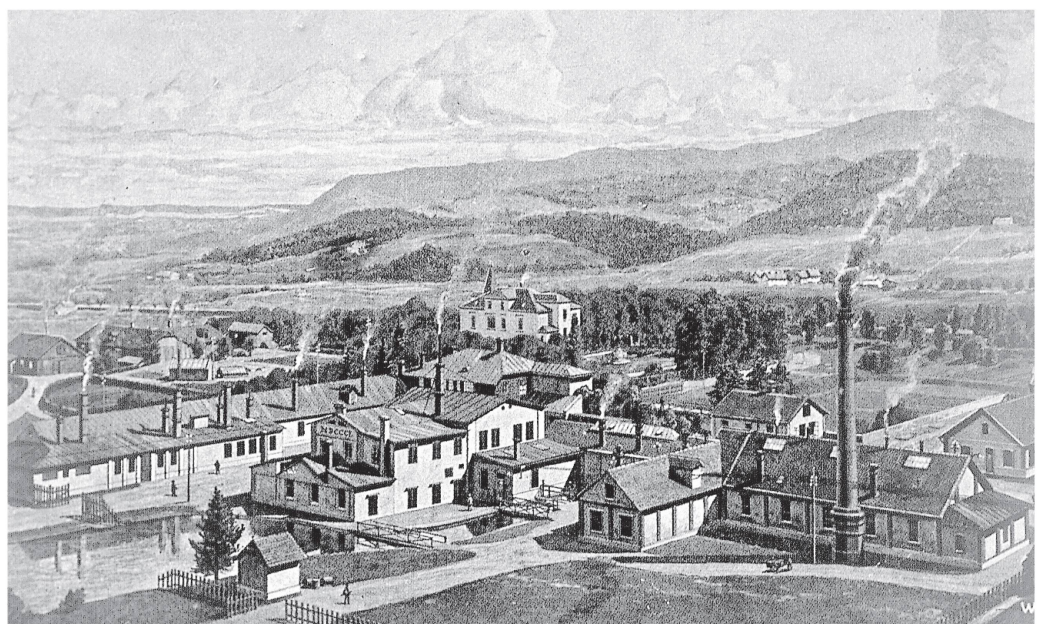


später arbeiteten offensichtlich immer wieder Schaffhauser in den österreichischen Fischer-Werken. 1856 beschäftigte Hainfeld mehr als 150 Arbeiter. Als Georg Fischer I 1886, schon über 80 Jahre alt, die Verlegung seiner Wiener Verkaufsniederlassung anzeigte, die er mit einer «Feilenumtausch-Anstalt» ergänzt hatte, erzeugte seine «Tiegel-Gusstahlwaaren-Fabrik» «alle Sorten Tiegel-Gusstahl gewalzt, gehämmert in Stäben und Blechen». In seinem Angebot hatte Georg Fischer I Hämmer, Am-

bosse, Walzen, Scheren, Bohrer, Meissel, Gewindeschneidzeuge, Schraubstöcke, Schraubenschlüssel, Windenstäbe, «alle Gattungen Maschinenmesser», Feilen, Raspeln und Sägen, und er pries sich auch für das «Aufhauen abgenützter Feilen» an. Diese Produktpalette glich über weite Strecken dem traditionellen Angebot von Schaffhausen, das inzwischen aber durch neue Erfolgsartikel ergänzt worden war.

Georg Fischer I, der in Hainfeld über keinen männlichen Nachfolger

*Das Auwerk in  
Hainfeld, das die  
Nachkommen von  
Georg Fischer I 1891  
verkauften, um 1920*



mehr verfügte und sich 1887 im Alter von fast 83 Jahren – mit der Witwe eines Cafetiers aus Oedenburg – nochmals verheiratete, leitete das Unternehmen bis zu seinem Tode 1888. Drei Jahre später gingen Feilenfabrik und Gussstahlwerk in den Besitz der Gebrüder Böhler in Kapfenberg (Niederösterreich) über, worauf im Feilengeschäft ein Preiskampf zwischen Böhler und der St. Egydyer Eisen- und Stahlindustriegesellschaft (St. Aegydam Neuwalde) einsetzte. Hainfeld wurde zum Aufhauwerk für abgenützte Feilen «degradiert». Der Kampf endete 1899 damit, dass Böhler die St. Egydyer übernahmen. In den 1930er-Jahren wurde die Feilenhauerei in Hainfeld stillgelegt. Die Gussstahlfabrik im Auwerk hatten die Gebrüder Böhler bereits 1894 weiterverkauft. Der neue Eigentümer gab die Gussstahlproduktion auf und betrieb an deren Stelle eine Werkzeugfabrik.

### **Berthold in Traisen**

Der jüngste Sohn, Berthold Fischer (1807–1879), richtete zusammen mit seinem Vater dem österreichischen

Schrauben- und Metallwarenfabrikanten Karl Wilhelm von Brévillier in Neunkirchen bei Wien eine Weichgussfabrik ein, nachdem J. C. Fischer 1828 sein Temperguss-Patent an von Brévillier verkauft hatte. 1834 gründete Berthold, der auch in Schaffhausen und verschiedentlich in Hainfeld tätig war, mit Unterstützung seines Vaters im Hammerwerk La Raisse in Montbéliard (Frankreich) eine Tiegelsstahlfabrik, der aber kein Erfolg beschieden war. 1838 steckte J. C. Fischer nochmals Geld in diese Fabrik, doch einige Wochen später kehrte Berthold nach Schaffhausen zurück. Damit war auch der zweite Stahlguss-Versuch im jurassischen Uhrenindustriegebiet gescheitert. Über die Gründe für den Misserfolg liegen keine Informationen vor.

1838 kam Berthold nach Traisen und übernahm die Leitung der von seinem Bruder Georg I gegründeten Fabrik. 1844 wurde er auch Besitzer des Traisener Werks. Nach Ablauf der an von Brévillier verkauften Patente begann Berthold 1843 sehr erfolgreich mit der Herstellung von Temperguss. Jedenfalls erregten Gussstücke aus

*Inserat der «Fischer'schen Weicheisen- und Stahl-Giesserei-Gesellschaft» in Traisen, das die vielseitige Verwendbarkeit des Weichgusses zeigt*

## **Die Fischer'sche Weicheisen- und Stahl-Giesserei-Gesellschaft in TRAISEN**

**(Bahn- und Post-Station) Nieder-Oesterreich**

empfehl*t* ihre bekannt*en* und vorzüglichen Erzeugnisse in schmied- und schweissbare*m* Weichgusse.

B*esonders* findet der Weichguss Anwendung zu Schloss-Bestandtheilen, Thür- und Fenster-Beschlägen, Schlüsseln aller Art, Griffen, Riegeln und anderem Schlossguss, zu Sattlerwaaren, Stall-ausrüstungs-Gegenständen, Steigbügeln, Sporen in allen Formen, zu Pferdegeschirrtheilen, zu Werkzeugen für Zeugschmiede, Messerschmiede und Klein-Mechaniker, dann zu Gewehringen, Gewehrkasten, Hahnen, Bajonett-Bestandtheilen, zu Decimalwaagen-Bestandtheilen und Waagtheilen aller Art, wie Scheeren, Zungen, Balken, Kloben u. s. w.; weiters für landwirthschaftliche Maschinen, Spinnmaschinen, Bestandtheile zu Feuerspritzen; für den Schiffsbau und zu Schiffsausrüstungen, für den Wagenbau, zu Stangenbeschlägen, Laternstützen, Reibscheiben, Schnörkeln, zum Anschweissen, dann für Hufeisen, überhaupt zu allen Bestandtheilen, die nicht leicht zu schmieden sind, grosse Festigkeit erfordern und sich leicht bearbeiten lassen sollen.

*Familienbild mit Sigmund Schudel (links aussen) und Ida Fischer-Hanhart (rechts aussen)*



*Berthold Fischer (1807–1879)*



Traisen, das bald zu den berühmtesten Giessereien Kontinentaleuropas gehört haben soll, 1845 an der allgemeinen österreichischen Gewerbeausstellung in Wien Aufsehen. Daneben stellte Berthold weiterhin gusseiserne Spindeln für Textilmaschinen her.

1873 verkaufte Berthold Fischer das Unternehmen an die Nachkommen seines Bruders Georg Fischer I. 1875 beschäftigte die «Fischersche Weicheisen- und Stahlgießerei GmbH» 140 Arbeiter und produzierte gut 263 Tonnen Temperguss. Seit 1871 leitete der Arzt Sigmund Schudel, ein Schwiegersohn von Georg I, das Unternehmen. Schudel soll selbst Handformmaschinen konstruiert haben. Berthold Fischer starb 1879. Er war mit Schaffhausen, wo er von seinem Vater das Stammhaus zum rothen Fass geerbt (und 1873 verkauft) hatte, immer noch sehr verbunden. Misst man den Geschäftsgang von Traisen am Vermögen, das Berthold Fischer hinterliess, so muss er gut gewesen sein. 1887, im Todesjahr von Georg Fischer II, ging Traisen



in den alleinigen Besitz der Schudel über.

Traisen war, im Unterschied zu Hainfeld, technisch immer wieder innovativ. 1879 wurde ein gasbefeuerter Temper-Ringofen (12 Kammern) installiert. 1880 nahm Traisen als eines der ersten Werke in Österreich – und zehn Jahre vor +GF+ – für den Stahlguss einen Siemens-Martin-Ofen in Betrieb. 1892 starb Sigmund Schudel. Sein Sohn Berthold, seit 1887 an der Leitung des Unternehmens beteiligt, verkaufte 1894 die Firma mit rund 200 Beschäftigten an die Gebrüder Lenz. Unter den neuen Besitzern nahm Traisen 1895 die Fabrikation von Geschoszündern auf, 1898 diejenige von Fittings. Damit wurde Traisen zur Konkurrentin von +GF+. 1990, nach einer äusserst wechselvollen Geschichte, wurde diese Situation wieder «rückgängig» gemacht, indem +GF+ die Firma in Traisen, die inzwischen zum Staatskonzern Voest-Alpine gehörte, übernahm. Das Unternehmen mit 480 Beschäftigten wurde damals als der neben +GF+ leistungsfähigste Produzent von Tempergussfittings in Westeuropa bezeichnet. Heute hat +GF+ ihre gesamte Tempergussfittings-Produktion in Traisen konzentriert.

## Wilhelm in Wangen und Salzburg

Wilhelm Fischer (1803–1882), drittältester Sohn von J. C. Fischer, lernte die Herstellung von Gussstahl ebenfalls bei seinem Vater. In den frühen 1820er-Jahren musste er in der Gussstahlfabrik in La Roche (Frankreich) zum Rechten sehen, die J. C. Fischer auf Rechnung der Gebrüder Japy gegründet hatte. In Schaffhausen arbeitete Wilhelm bei seinem Vater, und er vertrat diesen während dessen Reiseabwesenheit auch als Bergwerksadministrator. Zu Beginn der 1830er-Jahre eröffnete Wilhelm in Burgelitz bei Wangen im Allgäu eine Hammerschmiede, die er zusammen mit Georg Lingenhöl betrieb. Wohnsitz nahm er im benachbarten Lindau am Bodensee. Die Hammerschmiede bereitete, wie es in der Beschreibung des Oberamts Wangen von 1841 heisst, «Stahl nach englischer Art, der zu

*Wilhelm Fischer  
(1803–1882)*



Prägmaschinen, Silberwalzen u. dgl. verarbeitet und für Waffen- und Zeugschmiede zugerichtet wird». Die hergestellten Gussstahlwaren wurden auch in die Schweiz geliefert.

Den Betrieb in Wangen führte Wilhelm Fischer offensichtlich fort, als er – 1839 – in Salzburg die Niederlassung erhielt und wiederum eine Gieserei eröffnete. Jedenfalls werden im Nachruf auf J. C. Fischer, der 1855 in den Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft erschien, Betriebe der Fischer-Söhne in Österreich und Bayern erwähnt. Er wolle sein «schon seit mehreren Jahren im Ausland mit Erfolg betriebenes Geschäft» nach Salzburg verlegen, «um die Vortheile des Bezugs des dazu dienlichen Materials besser zu geniessen und auswärtige Zölle zu vermeiden», hatte Wilhelm an den dortigen Magistrat geschrieben. Den geplanten Betrieb schilderte er folgendermassen: «Dieser hat zum Zweck, diejenigen Gattungen Stahl, welche auf inländischen Gewerken erzeugt und raffiniert, aber wegen Mangelhaftigkeit abgesondert werden, vermittelst einfacher Schmelzung in bedekten Tiegeln zu einer reinen und durchgehends homogenen Masse zu geeigneterem Gebrauch für Stahlarbeiten umzubilden.» Gussstücke, wie er sie produziere, seien noch nirgends zum Handelsartikel gemacht worden, weshalb er dem inländischen österreichischen Gewerbe keinerlei Konkurrenz machen werde, stellte Fischer weiter fest. Auf das Schmieden werde er in seinem Betrieb verzichten.

In den 1840er-Jahren verassoziierte sich Wilhelm Fischer mit dem aus Stuttgart stammenden Fabrikanten Christian Caspar, «einem geschickten Eisenhüttenman und Anteilhaber eines bedeutenden Eisenwerks bey Salzburg, der sogenannten Sinnhub», wie J. C. Fischer 1847 in einem Brief

an Heinrich Zschokke schrieb. Caspar hatte 1846 Wilhelms Nichte Mathilde Schwalb (1827–1892) geheiratet. An der Londoner Weltausstellung 1851 war Wilhelms Firma nicht vertreten, doch bestand die Gussstahlfabrik in Salzburg in den 1850er-Jahren gemäss verschiedenen Quellen nach wie vor. 1872 hatte sich Wilhelm aus dem Unternehmen wohl zurückgezogen oder dieses verkauft, wird er im Schaffhauser Bürgerbuch doch als «Rentier» geführt, während seine Brüder nach wie vor «Fabrikbesitzer» sind. Wilhelm starb 1882 als reicher Mann in Wien. Er war, wie sein Bruder Berthold, mit Schaffhausen eng verbunden geblieben. Er besass hier ein Haus (zum blauen Sternen) und wollte ursprünglich sein gesamtes Vermögen dem Waisenhaus vermachen.

### **Das verwandtschaftliche Netz**

Das verwandtschaftliche Netz war auch bei den Unternehmungen in Österreich das tragende Element. So half Sigmund Schudel, der wie sein Vater Isaak Schudel Arzt geworden war und später Traisen übernahm, ab 1865 seinem Schwiegervater Georg Fischer I in dessen Betrieb in Hainfeld, nachdem er mit einer Spritfabrik in Schleithem (Schaffhausen) Konkurs gemacht hatte. Der Kapitalbedarf wurde ebenfalls wenn möglich in der Verwandtschaft gedeckt. Berthold (nach seinem Ausstieg aus dem Unternehmen) und Wilhelm Fischer gewährten dem Betrieb in Traisen Kredite. Georg Fischer II hinterliess bei seinem Tode 1887 ein Guthaben von gut 70 000 Franken bei seinem Schwager Emil Neher, Metallwarenfabrikant in Seebach bei Villach (Kärnten). Dieser Kredit wurde im selben Jahr durch einen Blankokredit der Bank in Schaffhausen abgelöst. 1907 verlangte die Bank (zusätzliche) «Sicherstellung



*Emil Neher-Fischer*

durch Realkautionsurkunde» auf Neher's Liegenschaft in Schaffhausen. Bei seinem Bruder Arnold Neher-Bäbler (1846–1906) hatte Emil Neher 1906 Schulden von rund 200 000 Franken. Erbschaften halfen die Kapitalbasis sichern. Beim Tode ihrer Onkel Berthold und Wilhelm erbte Neher's Frau Mathilde, eine Tochter von Georg I, je 15 000 Franken.

Emil Neher (1845–1920), ein Sohn des Neuhauser Eisenwerkbesitzers Johann Conrad Neher-Stokar (1818–1877), studierte an der Mechanisch-Technischen Abteilung der ETH Zürich. Danach arbeitete er in einem Eisenwerk in Audincourt (Frankreich) und in der Maschinenfabrik William Weild & Co in Manchester, sodann als Maschineningenieur im familieneigenen Eisenwerk Laufen am Rheinfluss und anschliessend im Hochofenwerk in Plons bei Mels (St. Gallen), das ebenfalls zum Neher'schen Familienkonzern gehörte. Als der Plonser Hochofen 1878 ausgeblasen wurde, erwarb Neher 1879 in Seebach bei Villach (Kärnten) ein stillstehendes Hammer- und Walzwerk und wandelte dieses in eine Emailgeschirrfabrik um. Nach Villach, das damals

durch Bahnlinien bereits gut erschlossen war, kam Neher durch Franz Xaver Wirth (1845–1913), einen Studienfreund von der ETH. Der aus Bayern stammende Wirth hatte sich 1874 in Villach niedergelassen und ein Holzindustrie-Unternehmen gegründet. Die Familie Wirth war ab 1910 während Jahrzehnten am Unternehmen der Neher beteiligt.

### **Existenzsicherung für die Söhne?**

Wenn die Unternehmer der Industriellen Revolution wählen mussten zwischen familiären Banden und beruflichen Qualifikationen, so entschieden sie sich für die Familie. Soweit möglich besetzten sie Schlüsselpositionen mit Verwandten, von denen sie offensichtlich Loyalität und Ehrlichkeit eher erwarteten als von familienfremden Angestellten. Darum wirkten die Ärzte Eduard Fischer (in Schaffhausen) und Sigmund Schudel (in Hainfeld) in der Leitung der Gussstahlfabriken mit und nicht Fachleute, die ausserhalb der Familie hätten rekrutiert werden müssen. Die Familie war oft auch der Motor (und die Rechtfertigung) für das unternehmerische Wirken. Ob allerdings bei den Gründungen in Österreich wirklich die Existenzsicherung für die Söhne im Vordergrund stand, oder ob J. C. Fischer nicht vielmehr einfach neue Märkte erschliessen und dabei keine von aussen geholten «Manager» einsetzen wollte, kann nicht schlüssig beantwortet werden. Mit dem familienfremden Japy hatte Fischer in den 1820er-Jahren schlechte Erfahrungen gemacht, versuchte dieser doch, Fischer zu betrügen. Das Muster, durch Gründung von Zweigunternehmen für die Nachkommen zu sorgen, gab es aber durchaus.

Fischer bewältigte die Expansion nach Österreich nur dank seiner Söh-

ne; andererseits führten die österreichischen Gründungen dazu, dass er bei seinem Tode in Schaffhausen über keinen Nachfolger mehr verfügte. Bereits ab den 1830er-Jahren musste ihn in Schaffhausen ein branchenfremdes Familienmitglied bei der Gussstahlherstellung unterstützen. Eduard, der vermutlich zuerst Apotheker werden wollte, studierte nach der Matura in Strassburg und Würzburg Medizin, «aber unvollkommen», wie Johann Conrad Laffon festhält. Danach soll er als Arzt in Frankreich tätig gewesen sein. Eduard Fischer war ebenfalls Mitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft.

Von den fünf Söhnen J. C. Fischers hatte lediglich Georg I (zahlreiche) Nachkommen. Johann Conrad jun. verunglückte jung, Eduard, Wilhelm und Berthold blieben ledig. Tochter Sabine Catharina Goetzel-Fischer

*Eduard Fischer  
(1801–1859)*



hatte einen Sohn und eine Tochter, Maria Schelling-Fischer starb kinderlos. Dieses generative Verhalten verhinderte einerseits eine zu grosse Aufteilung des Fischer'schen Vermögens, hielt andererseits aber auch das Nachfolgepotenzial ziemlich klein.

### **Eine Bilanz**

Sucht man nach Erklärungen, warum das Schaffhauser Unternehmen von J. C. Fischer nicht stärker gewachsen ist, so lassen sich verschiedene Gründe ausmachen: Die Gründung erfolgte fernab der Zentren von Kohle und Eisen, und die Region Schaffhausen durchlebte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwiegend schwierige Zeiten. Der deutsche Zollverein (1834), dessen negative Auswirkungen allerdings häufig überschätzt werden, und die sich abzeichnende Reichsgründung machten aus Südbaden und dem schweizerischen Grenzgebiet zunehmend eine Randregion – eine Entwicklung, die durch das Aufkommen der Eisenbahnen noch verstärkt wurde. Das neue Transportmittel relativierte die Bedeutung der Wasserstrassen. Schliesslich hätte für einen Grossbetrieb in Schaffhausen wohl auch der entsprechende Markt gefehlt. Während der Eisenbahnbedarf in Deutschland ein wichtiger Faktor für das Wachstum der Eisenindustrie war, erfolgte der Eisenbahnbau in der Schweiz verzögert. Schaffhausen wurde erst 1857 mit der Linie nach Winterthur ans Netz angeschlossen.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Tatsache, dass sich Fischers «Stammhaus» nicht in einem Land befand, wo ein absolutistischer Herrscher die industrielle Entwicklung förderte und durch Rüstung für Absatz sorgte. «Wer die Industrialisierung Europas im 19. Jh. verfolgt, sollte daher auch nicht vergessen, dass ihr fast ein Jahr-

hundert der «Erziehung zur Industrie» durch die aufgeklärten Landesfürsten und freien Bürgervereinigungen vorgegangen war», stellt Wolfram Fischer fest. Angebote aus Frankreich (Napoleon), Russland (Kaiser Alexander I.) und Württemberg (König Friedrich I.), in diesen Ländern tätig zu werden, lehnte J. C. Fischer ab. Intensiv pflegte er die Beziehungen zum österreichischen Kaiserhaus, insbesondere zu Erzherzog Johann (1782–1859), der ebenfalls zu den Englandreisenden gehörte und selbst eine rege unternehmerische Tätigkeit entfaltete. 1842 bemühte sich Fischer sogar um die Erhebung in den österreichischen Adelsstand, was sein Biograph Karl Schib als streckenweise eher peinliche Angelegenheit bezeichnet. Adelsverleihungen an verdiente Fabrikanten gehörten zu den Mitteln, mit denen die österreichische Monarchie die Wirtschaft zu fördern versuchte.

Anstelle eines grossen, zentralisierten Unternehmens errichtete J. C. Fischer ein Netz von kleinen, überschaubaren Betrieben. Das Wachstum



*Mit Erzherzog Johann von Österreich, einem Bruder von Kaiser Franz II., traf J. C. Fischer zwischen 1826 und 1845 zehnmal zusammen. Über eine der Begegnungen, die Fischer jeweils in ausführlichen Berichten festhielt, ist ein längerer Eintrag im Schreibkalender 1827 erhalten.*

war, falls überhaupt vorhanden, bedächtig, wie das bei vielen Handwerksbetrieben, die sich nur langsam zu Fabriken entwickelten, der Fall war. Andere Firmen wuchsen schneller. In den Zentren der britischen Industrie und im Ruhrgebiet entstanden schon früh Grossbetriebe. Aber auch das Maschinenbauunternehmen Escher Wyss in Zürich wies bald

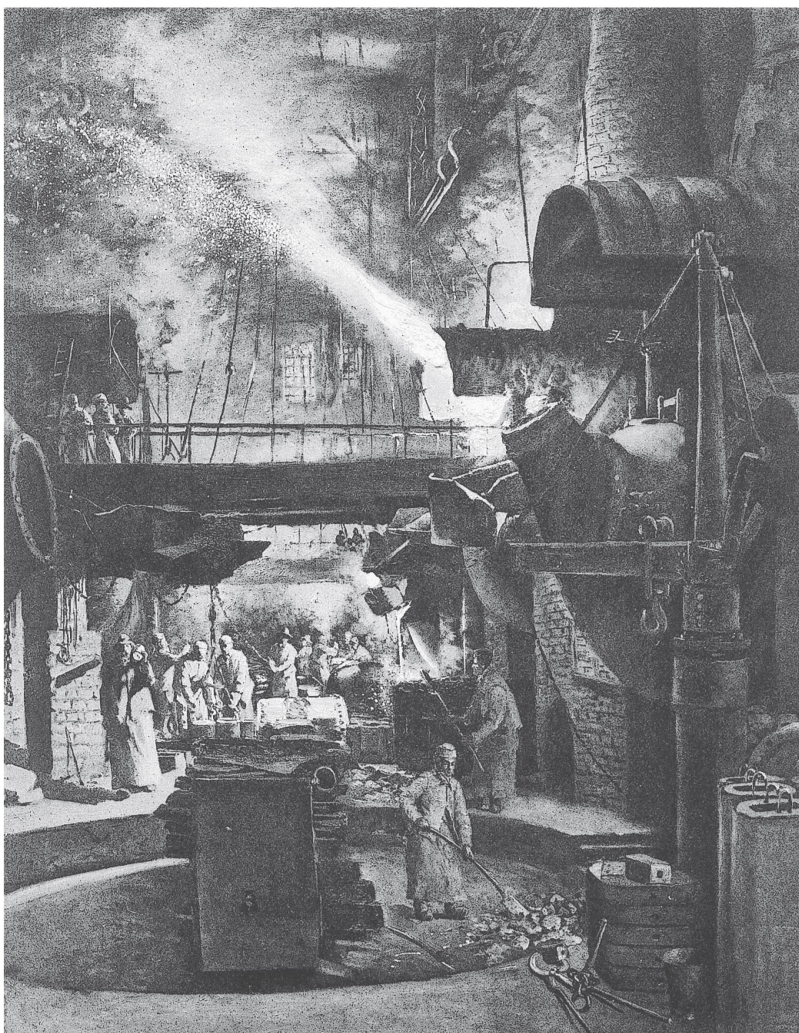


*Während eines mehrtägigen Aufenthalts in Schaffhausen besuchte der russische Zar Alexander I. am 9. und am 10. Januar 1814 die Fischer'sche Stahlgießerei im Mühltental.*

einmal ganz andere Dimensionen als +GF+ auf. 1857 beschäftigte Escher Wyss, ohne das Personal der Baumwollspinnerei und der Filialen, 1100 bis 1200 Arbeiter. Das Unternehmen umfasste Abteilungen für Spinn- und Werkzeugmaschinen, Mühlenbau und hydraulische Maschinen, Dampfmaschinen und Dampfschiffe. Damit verbunden war eine Eisen- und Metallgiesserei, in welcher man auch die grössten Stücke giessen konnte.

Fischer stand der Industrialisierung, bei aller Bewunderung für die englischen Errungenschaften, auch kritischer gegenüber als andere Unternehmer seiner Zeit. Die negativen Auswirkungen blieben ihm nicht verborgen. 1845 konstatierte er, trotz der glänzenden Entwicklung der riesenhaften Unternehmen seien «die Reichen reich und die Armen arm», und

*Krupp, ein Konkurrent von +GF+, baute 1861 das erste Bessemer-Stahlwerk in Deutschland. Das neue Blasstahlverfahren steigerte die Produktivität der Stahlwerke enorm.*



die gesellschaftlichen Verhältnisse hätten sich «nicht sichtbar verändert». Im Tagebuch 1851 beschrieb er die Veränderung Manchesters seit seinem letzten Besuch 1827: «Auch Manchester ist, wie Birmingham, in eine beständige Rauchwolke eingehüllt, nur mit dem Unterschied, dass wenn in letzterer Stadt nur hohe Kamine, von Zeit zu Zeit Flammen emittierend, daraus hervorragen, in ersterer, noch nebst denselben, sich die 6 bis 7 Stokwerk hohen Spinnereien, mit ihrer unendlichen Fensterzahl, die sonst in den englischen Privathäusern so spärlich ist, von Zeit zu Zeit kund geben.» Und für die in England aufkommenden Gewerkschaften hatte Fischer ein gewisses Verständnis: «Man muss in den Fabrikstädten von England gewesen sein und diese Klasse der Gesellschaft in ihren niedrigen, dunkeln Wohnungen besucht haben und dann den ungeheuren Abstand, den der Luxus eines verhältnismässig kleinen Theils der Nation dem Auge vorführt, dagegen vergleichen, um zu der Ansicht zu gelangen, dass nichts in der Welt ist, das nicht seinen Grund hat.»

### **Nicht nur ein Tüftler**

Ob die Charakterisierung Fischers durch den Schaffhauser Arzt Johann Jacob Freuler (1797–1870) ganz richtig ist, sei dahingestellt. In der Tendenz dürfte seine Aussage aber stimmen: «Hätte er während der kurzen Dauer der Continentsperre, statt seine Zeit mit verschiedenen Ehrenstellen und Ämtern zu verlieren, alle von weither an ihn ergangenen Bestellungen auf Stahl befriedigt, so wäre er einer der reichsten Schaffhauser geworden», schrieb Freuler im Nachruf. «Doch Geld war nie der Hebel seiner rastlosen Thätigkeit.» In einem gewissen Widerspruch dazu steht allerdings die unermüdliche Marketingtätigkeit Fischers. Er wies

## **Birmingham 1814**

*Wie es 1814 in der Region Birmingham aussah, beschreibt Fischer im Tagebuch seiner zweiten Englandreise: «Das an sich sehr unfruchtbare Land, das aber in seinem Innern einen unermesslichen Schatz von Kalkstein, Eisenerz und Steinkohlen verschliesst, ist mit Häusern, besonders aber Eisenwerken, Dampfmaschinen, Glasöfen, Seifensiedereien u.s.w., wie übersät, so dass man über fünfhundert Manufakturen in diesem Distrikte zählt, in dessen Mitte das grosse Wilkinson'sche Eisenwerk Bradley [Broseley], das allein fünftausend Arbeiter blos männlichen Geschlechts beschäftigt, wie eine Krone hervorragt.» John Wilkinson (1728–1808) gehörte zu den frühen Industriemagnaten.*

bei jeder Gelegenheit auf seine Erfindungen hin, trug immer Proben seines Könnens mit sich herum und benützte die Reisen, um neue Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen.

J. C. Fischer war mehr Erfinder als Unternehmer. Er war noch stark dem Handwerk verhaftet und ging nicht zur industriellen Produktion über. «Was ihn aus der Masse der Handwerker heraushebt», so Wolfram Fischer, «ist die Erkenntnis von den zukunftssträchtigen Prinzipien der Naturwissenschaft und Technik.» Fischer war jedoch nicht nur ein Bastler und Tüftler. Wegen seiner Anregungen, Fabrikgründungen und metallur-

gischen Arbeiten rechnet ihn Wolfram Fischer «zu den bedeutendsten mitteleuropäischen Unternehmern des beginnenden 19. Jahrhunderts». Hätte aber nicht sein Enkel Georg Fischer II im Mühlental die Nachfolge angetreten und damit das Unternehmen vor dem Verschwinden bewahrt, wäre J. C. Fischer wohl lediglich als Erfinder in die Geschichte eingegangen. Dass er auf andere «Errungenschaften» mindestens ebenso stolz war wie auf seine unternehmerische Tätigkeit, zeigt die Tatsache, dass er bis an sein Lebensende jeweils in erster Linie seinen militärischen Titel (Alt Oberstlieutenant der Artillerie) anführte.